



AUSCHWITZ - Verbrechen und Verantwortung

Ein Tagesprojekt am Erinnerungsort
Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz

Erinnerungsort



Topf & Söhne
Die Ofenbauer von Auschwitz
Ein Geschichtsmuseum
der Landeshauptstadt

Erfurt 

LANDESHAUPTSTADT
THÜRINGEN
Stadtverwaltung

in Kooperation mit



Stiftung Gedenkstätten
Buchenwald und Mittelbau-Dora

Materialien Nr. 201



AUSCHWITZ – Verbrechen und Verantwortung

Ein Tagesprojekt am Erinnerungsort
Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz

Inhalt

Vorwort	5
Der Angeklagte	
Oskar Gröning	7
Nebenklägerinnen und -kläger	
Max Tibor Eisen	11
Éva Fahidi-Pusztai	15
Eugene Lebovitz	19
Ted Bolgar	23
Kathleen Zahavi	27
Das Urteil des Landgerichts Lüneburg	31
Impressum	35



Vorwort

Der Lüneburger Auschwitz-Prozess gegen den SS-Freiwilligen Oskar Gröning im Jahr 2015 gab – 50 Jahre nach dem von Fritz Bauer initiierten ersten Frankfurter Auschwitz-Prozess – noch einmal einer großen Zahl Überlebender des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau die Gelegenheit, vor einem deutschen Gericht die Verbrechen des Holocaust zu bezeugen und als Nebenkläger gegen einen ehemals in Auschwitz eingesetzten SS-Mann auszusagen. Fritz Bauers hartnäckiger Einsatz hatte es im Nachkriegsdeutschland möglich gemacht, dass sich 1963 bis 1965 erstmalig Verantwortliche des Lagerkomplexes Auschwitz vor einem deutschen Gericht verantworten mussten. Durch seine aufklärende Wirkung wurde dieser Prozess zum Auftakt für die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit der Vernichtung von über einer Million Menschen in Auschwitz-Birkenau. Der Lüneburger Prozess 2015 schloss in seinem Gegenstand an den Frankfurter Auschwitz-Prozess an, zeigte jedoch im Unterschied zu den 60er Jahren in der Verurteilung Grönings ein verändertes juristisches Verständnis von Auschwitz-Birkenau und damit auch der Verantwortung dort arbeitender Personen.

Im ersten Auschwitz-Prozess ging das Gericht von dem Verständnis aus, dass die Mord-Beteiligung der Angeklagten unmittelbar nachgewiesen werden müsse. Im Lüneburger Prozess wurde dagegen die erst seit wenigen Jahren vorherrschende Tendenz unter Juristen deutlich, in so außergewöhnlichen Fällen industriell vorgenommener Massentötungen wie in Auschwitz-Birkenau auf den individuellen Tatnachweis zu verzichten und die Täter als „Teil der Vernichtungsmaschinerie“ zu verurteilen. Auschwitz-Birkenau wurde nun auch juristisch als ein Ort des Massenverbrechens verstanden, das nach industriellen Prinzipien funktionierte, also in standardisierten Abläufen und arbeitsteilig organisiert. Die „Massenproduktion“, um die es in Auschwitz-Birkenau ging, bestand in der massenhaften Vernichtung von Menschenleben. Damit – so das Verständnis des Gerichtes – machte sich jeder Mensch, der einen Beitrag zu diesem Prozess leistete, mitschuldig, ohne selbst getötet zu haben. Deutlich wird dies in dem in Lüneburg viel zitierten Satz eines Anwalts der Nebenklägerinnen und -kläger: „Auschwitz war ein Ort, an dem man nicht mitmachen durfte“.

Das führte dazu, dass Oskar Gröning, der als SS-Unterscharführer an der Rampe das Gepäck bewachte, das den angekommenen Häftlingen abgenommen worden war, und die ihnen geraubten Wertgegenstände und Geld erfasste, wegen Beihilfe zum Mord in 300 000 Fällen angeklagt und verurteilt wurde, ohne dass ihm eine persönliche Gewalttat nachgewiesen werden musste.

Schon die jüdischen Sonderkommando-Häftlinge, die in den Krematorien von Auschwitz-Birkenau die Menschen in die Gaskammer führen mussten, ihre Leichen ausrauben und verbrennen mussten, beschrieben diese Orte der Kombination von Massenmord und Leichenbeseitigung aus eigener Erfahrung als „Todesfabriken“. Die Unternehmer und Techniker von J. A. Topf & Söhne, die die Gaskammern mit Lüftungstechnik ausstatteten, damit sie nach dem Morden schnell entlüftet und wieder benutzt werden konnten, und die die leistungsstarken Öfen zur Verbrennung der

Leichen bauten, wurden trotz Ermittlungen in den 1950er und 1960er Jahren nie vor ein deutsches Gericht gestellt. Auch die juristische Beurteilung ihrer Verantwortung wäre heute eine andere, da sie wie Gröning einen Beitrag zum Massenverbrechen lieferten und dadurch mitschuldig wurden, ohne selbst zu töten.

In der Bildungsarbeit des Erinnerungsortes Topf & Söhne wird ausgehend von der Geschichte des Holocaust und der Mittäterschaft von Topf & Söhne die historische und aktuelle Verantwortung des Individuums in der Gesellschaft und im persönlichen Arbeitsalltag reflektiert. Das Projektangebot „AUSCHWITZ – Verbrechen und Verantwortung“ arbeitet mit den Aussagen des Angeklagten und der Überlebenden sowie dem Urteil im Lüneburger Prozess in Kombination mit historischen Schlüsseldokumenten aus der Dauerausstellung „Techniker der ‚Endlösung‘“. Damit können sich die Jugendlichen Faktenwissen und ein Verständnis von Auschwitz als Ort eines Massenverbrechens erarbeiten und gleichzeitig die Frage nach der Verantwortung des Einzelnen wie auch der Gesellschaft erörtern. Die Multiperspektivität der Texte ist eine wesentliche Voraussetzung, damit die Teilnehmenden differenzierte Überlegungen zur Beantwortung dieser Frage entwickeln können – sowohl im Hinblick auf die Zeit des Nationalsozialismus als auch auf die Gegenwart.

Mithilfe der von Journalisten während des Prozesses mitgeschriebenen und im Reclam-Verlag veröffentlichten Aussagen, des Urteils und von Interviews mit den Nebenklägerinnen und -klägern wurden die folgenden Arbeitsmaterialien für das Projekt zusammengestellt. Wir danken dem Herausgeber Peter Huth, dass wir die Mitschriften aus dem Prozess nutzen durften. Ganz herzlich danken möchten wir Rechtsanwalt Dr. Thomas Walther, der trotz seiner anspruchsvollen Aufgabe als Vertreter der Nebenklägerinnen und -kläger die Zeit fand, die Entstehung dieses Projektangebots durch zahlreiche Informationen und geduldige Beantwortung unserer Fragen zu unterstützen. Ebenso bedanken wir uns bei der Auschwitz-Überlebenden und Nebenklägerin im Lüneburger Prozess Éva Fahidi-Pusztai und bei Kurt Schrimm, dem ehemaligen Leiter der Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen. Im November 2015 diskutierten Éva Fahidi-Pusztai, Kurt Schrimm und Dr. Thomas Walther im Erinnerungsort Topf & Söhne bei der Podiumsdiskussion „70 Jahre nach den NS-Verbrechen. Gerechtigkeit für die Überlebenden?“ über den Prozess gegen Oskar Gröning. Diese Veranstaltung und die Beiträge der drei Podiumsgäste haben uns zur Entwicklung des Projektangebotes „AUSCHWITZ – Verbrechen und Verantwortung“ inspiriert.

PD Dr. Annegret Schüle
Susanne Zielinski
Rebekka Schubert

Oskar Gröning, undatiert, picture alliance/AP Photo
 Oskar Gröning als Angeklagter vor dem Landgericht Lüneburg am 15. Juli 2015, picture alliance/dpa



Oskar Gröning

- | | | | |
|-------------------------------|--|-------------------|--|
| 10. Juni 1921 | in Nienburg/Weser geboren | 1947 | erste Verdächtigung Grönings durch die UNWCC (United Nations War Crimes Commission) |
| seit 1933 | Mitglied der Hitlerjugend | | |
| 1938 | Beginn einer Lehre bei der Sparkasse | 1978 | Einleitung eines Ermittlungsverfahrens gegen Oskar Gröning durch die Frankfurter Staatsanwaltschaft |
| seit 1939 | Mitglied der NSDAP | | |
| 1940 | freiwillige Meldung zum Dienst bei der Waffen-SS | 1985 | Einstellung des Verfahrens mangels hinreichenden Tatverdachts |
| September 1942 – Oktober 1944 | SS-Unterscharführer in der Standortverwaltung des Konzentrationslagers Auschwitz: Oskar Gröning erfasste und verwertete in der sogenannten Häftlingsgeldverwaltung Geld und Wertgegenstände, die den Gefangenen in Auschwitz geraubt wurden. Daneben leistete er wiederholt den sogenannten Rampendienst, bei dem er das Gepäck der in Zügen ankommenden Verschleppten bewachte. | 2005 | Interviews mit der BBC und dem Spiegel: Grönings Aussagen zu seinen Erlebnissen in Auschwitz wurden in der BBC-Dokumentation „Auschwitz: The Nazis and the ‚Final Solution‘“ und in dem Spiegel-Artikel „Der Buchhalter von Auschwitz“ veröffentlicht. |
| 1945 | Internierung in einem britischen Kriegsgefangenenlager | April – Juli 2015 | Anklage Grönings vor dem Landgericht Lüneburg: Das Verfahren endete mit einem Schuldspruch wegen Beihilfe zum Mord in 300 000 Fällen. Das Urteil wurde 2016 durch den Bundesgerichtshof bestätigt. |
| 1946 – 1947 | Konzertreisen durch Schottland mit einem Kriegsgefangenenchor | | |

Aus der Anklage, verlesen am ersten Prozesstag, 21. April 2015:

„Oskar Gröning, geboren am 10. Juni 1921 in Nienburg an der Weser, wird angeklagt, zwischen dem 16. Mai 1944 und dem 11. Juli 1944 bei Oświęcim, Auschwitz, wissentlich anderen zu deren vorsätzlich begangenen Mord in mindestens 300 000 Fällen Hilfe geleistet zu haben.“

Aus den Aussagen des Angeklagten im Prozess

Gröning zu seiner Entscheidung, der Waffen-SS beizutreten:

„Vom Krieg haben wir eigentlich nur mitgekriegt, dass wir mal die Polacken verhauen konnten. [...] Wir wollten einer zackigen Truppe angehören, die über die anderen Soldaten ein bisschen die Nase rümpfte. Die SS war eine Kaste, und wir wollten dazugehören. [...] Ich wusste nicht, was die Waffen-SS ist. Ich wusste zwar, dass das eine zackige Truppe war, die immer ruhmbedeckt nach Hause kam. Aber solche Auswüchse, wie ich sie in Auschwitz selbst erlebt habe, waren mir nicht bekannt.“

Gröning über seine Arbeit in Auschwitz:

„Der Gedanke, im falschen Boot zu sitzen, ist mir beim Eintreffen in Auschwitz nicht gekommen. [...] Und dann wurde gesagt, dass die Personen, die nicht arbeiten konnten, entsorgt wurden. [...] Die Juden galten ja als Feinde Deutschlands, die mussten ausgemerzt werden, das war eben Teil des Krieges. [...] Ich war mit der Erfassung und Verwertung von Geldsachen befasst. [...] Man muss sich wundern, mit was für Wertgegenständen die Juden da ankamen. [...] Das gehörte dem Staat. Das hatten die Juden abzuliefern. [...] Die brauchten es ja nicht mehr.“

Gröning über ein Erlebnis an der Rampe:

Bei seinem ersten Einsatz an der Rampe im November 1942 sah er, dass eine jüdische Mutter bei ihrer Ankunft ihr Kleinkind in einem Koffer versteckt hatte.

„Sie rechnete sich aus, dass es dann nicht zur Sortierung kommt. Ein SS-Rottenführer nahm das Baby, schlug das Baby gegen einen Lkw, und das Schreien hörte auf. [...] Am nächsten Morgen bat ich um meine Versetzung. [...] Die Schrecklichkeit dieses Tuns hat mich durcheinander gebracht. Es wäre etwas anderes gewesen, hätte er eine Pistole genommen und es damit erschossen.“

Gröning über einen Gasmord:

„Das war das einzige Mal, wo ich eine Vergasung komplett beobachtet habe. Einer schüttete Gas in die Klappe, dann wurden die Schreie immer lauter, aber bald wieder leiser. [...] Wir waren darauf dressiert, auf Befehl zu handeln, gleichgültig, was dann passiert. [...] Der Jude wurde uns so dargestellt wie der typische Ostjude.“

Gröning zur Ankunft von Häftlingen an der Rampe:

„Was ich sicher weiß, ist, dass es keine Exzesse gab. Es ging alles ruhig vonstatten. Die Vieh- und Güterwagen wurden geöffnet und die Juden mussten nicht mal ihr Gepäck selber rausbringen. [...] Man kann sich ja vorstellen, was los ist, wenn 45 bis 50 Waggons mit jeweils 80 Personen auf einmal kommen. [...] In einem Konzentrationslager ist das nun mal so! Die Ankommenden standen in Fünfer-Reihen. [...] Der Ablauf wurde durch Häftlinge gesteuert. Das war ihr Job, ihr eigenes Interesse. Sie hatten ja auch Vergünstigungen wie Speck, Essen, Huren. Das ging am besten, wenn Ordnung war. So konnte man in 24 Stunden 5 000 Leute versorgen.“

Gröning zu seiner eigenen Verantwortung:

„Für mich steht außer Frage, dass ich mich moralisch mitschuldig gemacht habe. Ich bitte um Vergebung. Über die Frage der strafrechtlichen Schuld müssen Sie entscheiden.“

Zitiert nach: Huth, Peter (Hg.): Die letzten Zeugen. Der Auschwitz-Prozess von Lüneburg 2015. Eine Dokumentation, Stuttgart 2015, S. 9–17.





Max Tibor Eisen

Max Tibor Eisen wurde am 15. März 1929 in der tschechoslowakischen Stadt Moldava nad Bodvou geboren. 1938 wurde dieses Gebiet Ungarn angeschlossen.

Kurze Zeit, nachdem die Wehrmacht Ungarn im März 1944 besetzt hatte, plünderten die Deutschen alle jüdischen Haushalte in Eisens Geburtsstadt und zwangen die jüdischen Bewohner in Ghettos. Die Familie Eisen kam in ein Ghetto in Košice, von wo sie am 16. Mai 1944 nach Auschwitz-Birkenau deportiert wurde.

Dort wurden Max' Mutter Ethel, sein 12-jähriger Bruder Eugene, sein 8-jähriger Bruder Alfred und die neun Monate alte Schwester Judit in den Gaskammern des Vernichtungslagers ermordet. Seine Großeltern väterlicherseits sowie seine Tante traf dasselbe Schicksal.

Max, der bereits 15 Jahre alt war, wurde zusammen mit seinem Vater Zoltan und seinem Onkel Jenő in das Stammlager Auschwitz gebracht, wo sie unter schwersten Bedingungen Feldarbeit verrichten mussten.

Am 9. Juli 1944 wurden der Vater und der Onkel von Max für medizinische Experimente selektiert, die sie nicht überlebten. Max Tibor Eisen wurde in das Arbeitslager Ebensee, ein Nebenlager des KZ Mauthausen, verlegt. Dort befreite ihn die US-Army am 6. Mai 1945.

Max Tibor Eisen verlor im Holocaust etwa 60 Familienmitglieder.

Er lebt heute in Toronto in Kanada.

Aus der Zeugenaussage von Max Tibor Eisen am 3. Prozesstag, 23. April 2015

„Ich bin im östlichen Teil der Slowakei geboren. Mein Dorf hatte 5 000 Einwohner, davon 90 jüdische Familien. Ich habe zehn schöne Jahre dort gelebt, in dem demokratischen Land Tschechoslowakei. 1938, mein Vater hatte ein Radio, hat alle unsere Freunde zu uns eingeladen, um eine Radioansprache zu hören. Dann kam eine laute Stimme, und was ich verstand, war eine Zeile: ‚Wir werden die Juden ausradieren.‘ 1943 brachte meine Mutter ein Mädchen zur Welt, das war kein gutes Jahr für ein jüdisches Kind, um geboren zu werden. Wir trugen den gelben Stern, ich musste in der Schule hinten sitzen. Als ich zwölf Jahre alt war, wurde ich aus der Schule geworfen, bekam eine Lehrstelle in einem Pelzladen. 1942 kam ein Telegramm: die Familie mütterlicherseits war weg, meine Mutter war außer sich. Sie sind einfach so verschwunden.“

Max Eisen beschreibt das letzte gemeinsame Pessach-Fest der Familie 1943:

„Mein Großvater hat gesagt, wir könnten befreit werden von den Russen. Am frühen Morgen haben zwei Polizeibeamte unsere Eingangstür eingetreten. ‚Sie haben fünf Minuten Zeit, Ihre Sachen zu packen, wir nehmen Sie mit.‘ Meine Mutter nahm meine kleine Schwester. Ich sollte verschiedene Schichten von Sachen anziehen und meine Stiefel. Eine Nachbarin kam, sie war christlichen Glaubens und sagte: ‚Lass das Kind bei mir.‘ Und ich dachte: Was soll ich zusammenpacken? Ich hatte eine große Briefmarkensammlung, aber die konnte ich nicht mitnehmen. Wir wurden zur Schule gebracht. 450 Juden aus meiner Stadt wurden in zwei Klassenzimmern zusammengetrieben. Das war der Exodus der Juden aus meiner Stadt. Als ich ein Jahr später aus dem Lager zurückkam, erzählten mir die Nachbarn, was in der Stadt noch an diesem Abend passiert ist. Sämtliche jüdische Haushalte wurden durchsucht und komplett ausgeplündert und alle Bücher verbrannt. Auf dem Weg zum Bahnhof, ich erinnere mich noch immer, sah ich den Rabbi. Er war ein älterer Herr, seine Frau war schwer behindert, ihre Söhne trugen sie in einem Stuhl. Meine Mutter hatte meine kleine Schwester im Arm. Einen Kinderwagen durften wir nicht benutzen. Als wir an unserem Grundstück vorbeiliefen, bellte unser Hund, das war das Letzte, was ich im Gedächtnis behalten habe.“

Dann berichtet Max Eisen, wie seine Familie mit 20 000 anderen Menschen in einem Ziegelwerk in Košice zusammengetrieben wurde. Dort teilte ihnen ein SS-Offizier eine Woche später mit, sie würden in den Osten umgesiedelt werden, auf einem Bahnhof arbeiten und die Familien würden beisammenbleiben.

„Wir wussten nichts von Auschwitz und Birkenau. Die Transporte rückten aus und wir waren drin. Einige hundert Leute wurden in Viehtransporter reingedrückt. Ein Eimer mit Wasser, ein Eimer als Toilette. Natürlich war das Wasser bald aufgebraucht und wir konnten uns nicht bewegen und standen Leib an Leib.“

Die Fahrt in den Eisenbahnwaggons dauerte drei Tage und drei Nächte. Diejenigen, die während des Transports gestorben waren, standen neben den Lebenden, denn es war so eng, dass die Toten nicht auf den Boden fallen konnten.

„In der dritten Nacht hörte ich, dass draußen Deutsch gesprochen wurde, die Türen wurden geöffnet, es war stockdunkel. Da war ein Mann mit gestreifter Kleidung mit Kappe, er schrie, dass wir schnell raus sollten. Ich konnte nicht nachdenken, ich war wie festgenagelt. Der Boden war mit Urin und Kot bedeckt. Ich dachte, was guckt der Mann mich so an. Er hat mich mit einem Gehstock um mein

Bein herausgezogen, und ich lag am Boden. Ich habe viele SS-Leute gesehen, viele Leute in gestreifter Kleidung. Es war ein furchtbarer Geruch in der Luft, irgendwie wie verbranntes Fleisch. Ich sah einen Feuerschein. Ich dachte, es wäre eine große Fabrik. Wir wurden geteilt, wir waren alle vollkommen geschockt und erstaunt. Meine Mutter hielt meine kleine Schwester im Arm und meine kleinen Brüder an der Hand. Sie wurden zusammen mit meinen Großeltern und meiner Tante nach links geschickt. Ich weiß jetzt, dass sie zur Gaskammer des Krematoriums II geführt wurden. Mein Vater und mein Onkel kamen nach rechts. Ein SS-Offizier hat mich auch nach rechts geschickt, ich war 15 Jahre alt. Jetzt waren wir in den Händen einer SS-Einheit. Ich guckte die Soldaten an. Sie waren eine angsteinflößende Meute, mit ihren Totenkopfabzeichen. Wir wurden in ein Wäldchen geführt. In der Entfernung konnte ich ein Feuer brennen sehen, und ich dachte, die Menschen würden ins Feuer springen. Ich sagte das meinem Vater und er sagte: ‚Geh weiter.‘“

Danach mussten sich die Gefangenen ausziehen, den Kopf rasieren und duschen.

„In unserer Gruppe war ein junger Mann aus unserem Dorf, der war um die 20 Jahre alt und konnte schlecht sehen. Ihm fiel unter der Dusche die Brille runter. Er war auf den Knien und tastete nach seiner Brille. Ein SS-Mann kam rein und trat auf ihn ein. Ich konnte hören, wie seine Rippen brachen. Er hat ihn sofort getötet, ich war vollkommen geschockt.“

Max Eisen wurde mit weiteren Gefangenen in eine Baracke gebracht, wo sie auf dreistöckigen Holzpritschen ohne Matratze und ohne Kleidung liegen mussten.

„Es war wunderbar, sich auf Holzbrettern hinzulegen, nachdem man drei Tage gestanden hatte. Am nächsten Morgen ging es raus. Ich habe viele Baracken gesehen, ich dachte immer noch, dass es irgendein Gewerbegebiet sei. Zwei Männer brachten Kanister mit heißem Wasser und Tee. Vater fragte, ob wir heute unsere Familien wiedersehen. Die Männer lachten: ‚Woher kommt ihr denn?‘ Sie sagten, dass unsere Familien schon durch den Schornstein gegangen seien. Ich konnte mir das nicht vorstellen, wie eine Person durch den Schornstein gehen kann. Aber mein Vater und mein Onkel hatten verstanden. Dann wurden wir tätowiert und bekamen gestreifte Häftlingskleidung.“

Max Eisen und sein Vater Zoltan Eisen wurden dann in das Stammlager Auschwitz I gebracht, wo sie zur Feldarbeit gezwungen wurden. Obwohl sie schwere körperliche Arbeit verrichten mussten, betrug ihre tägliche Essensration nur 300 Kalorien pro Person.

Zum Schluss berichtet Eisen von der „Selektion“ seines Vaters und seines Onkels:

„Als ich am nächsten Morgen zu ihrer Baracke lief, waren sie nicht mehr da. Sie waren im Quarantäne-Bereich von Auschwitz I. Ich konnte mich am Fenster zwei Sekunden von ihnen verabschieden. Mein Vater hat mich gesegnet, und er sagte mir, wenn ich überlebe, muss ich der Welt sagen, was hier passiert ist. Ich war am Boden zerstört, und ich wusste: Das ist das Ende meiner Familie. Gerechtigkeit muss ihren Platz haben, auch wenn es 70 Jahre später erfolgt. Vielen Dank.“





Éva Fahidi-Pusztai

Éva Fahidi-Pusztai wurde als Tochter von Irma und Dezső Fahidi am 22. Oktober 1925 in der Stadt Debrecen in Ungarn geboren.

Am 21. März 1944 beschlagnahmten deutsche Soldaten das Haus der Familie Fahidi. Ein deutscher Offizier nahm dort Quartier, während die Fahidis nur noch in einem Zimmer des eigenen Hauses geduldet wurden.

Einen Monat später musste die 18-jährige Éva mit ihren Eltern, Geschwistern und weiteren Verwandten in ein jüdisches Ghetto umziehen, von wo die Familie am 27. Juni 1944 nach Auschwitz-Birkenau deportiert wurde.

Évas Onkel starb bereits während des Transports nach Auschwitz. Ihre Mutter Irma, ihre 11-jährige Schwester Gilike und ihre Großeltern ermordete die SS in den Gaskammern des Vernichtungslagers. Éva selbst wurde ebenso wie ihr Vater Dezső zur Zwangsarbeit „selektiert“. Dezső Fahidi wurde Opfer der mörderischen Haftbedingungen des Lagers.

Nach sechs Wochen wurde Éva Fahidi in das hessische Arbeitslager Münchmühle, ein Außenlager des Konzentrationslagers Buchenwald, verlegt. Dort musste sie in einem Sprengstoffwerk in Allendorf Zwangsarbeit leisten.

Als sie 1945 kurz vor dem Kriegsende von der SS auf einen Todesmarsch gezwungen wurde, gelang es Éva zu entkommen und sich in einer Scheune zu verstecken. Nach einigen Tagen wurde sie dort von der US-Army befreit.

Éva Fahidi kehrte nach Ungarn zurück, wo sie heiratete und bis heute unter dem Namen Fahidi-Pusztai lebt.

Sie verlor im Holocaust 49 Familienangehörige.

Aus der Zeugenaussage von Éva Fahidi-Pusztai am 4. Prozesstag, 28. April 2015

„Ich kam in Debrecen, einer schönen kleinen Stadt, zur Welt. Da war ich ein sehr verwöhntes und gutbehütetes Kind. Ich bin in die katholische Klosterschule gegangen. Mit den Erziehungsprinzipien meiner Eltern identifiziere ich mich nachträglich nicht. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn ich mehr über die Welt und was um mich herum vorgeht, gewusst hätte. Erst am 19. März 1944, es war ein Sonntag, sind wir erwacht, weil immer und immer mehr Flugzeuge kamen. Das war etwas ganz Außergewöhnliches. Denn da stellte sich heraus, dass auch Debrecen von der Wehrmacht überfallen wurde. Wir haben in einer Villa gewohnt. Am 21. März sind wir aufgewacht, weil man entsetzlich klingelte. Deutsche Soldaten sind draußen gestanden. Da hat mein Vater seine Jacke genommen, unser Haus hatte zwei Ausgänge, und ist zur Hintertür gelaufen. Meine Mutter hat die Soldaten empfangen. Sie hat ein wunderschönes Wiener-Deutsch mit ihnen gesprochen.“

Éva Fahidi-Pusztai berichtet, dass ein ranghoher deutscher Offizier der Wehrmacht die Villa der Familie Fahidi in Besitz nahm:

„Das Wunder war, dass wir unser Haus zunächst nicht verlassen mussten. Allerdings mussten wir am 29. April dann doch ins Ghetto gehen. [...] Wir mussten in die Ziegelei. Wir wussten nicht, was uns passieren würde. Man hatte einen Rucksack dabei, eine Handtasche. Man dachte darüber nach, was man unbedingt braucht, um zu leben. Meine kleine Schwester, sie war zehn Jahre alt, hatte ihre Kruse-Puppe mitgebracht. So wurden in Debrecen 14 300 Menschen in fünf Tagen in Waggons geladen und nach Auschwitz transportiert. Die Ziegelei hatte keine Latrine. Wir hatten das Glück, dass es nicht geregnet hatte in dieser Woche.“

Dann beschreibt Éva Fahidi-Pusztai die Kollaboration zwischen den Nationalsozialisten und der ungarischen Polizei:

„Dann kam etwas, das als Trauma für das ganze Leben geblieben ist. Die Art und Weise, wie wir in die Waggons verladen wurden und wie die Reise nach Auschwitz verlaufen ist. Sogar Eichmann hat in seinem Prozess gesagt, wie brutal die ungarische Gendarmerie gewesen ist. Meinen Onkel hat die ungarische Gendarmerie noch halb totgeschlagen, man wollte von ihm wissen, wo er seine Schätze vergraben hatte. Dann hat die Gendarmerie gedrückt und gedrückt, 80 Menschen in einem Waggon. Man konnte sich überhaupt nicht mehr regen. Ein Eimer Wasser für die ganze Fahrt und ein zweiter Eimer sollte die Toilette repräsentieren. Es war Sommer, die Sonne schien. Es wurde warm, auch im Waggon. Atmen konnte man nicht. Wer verrückt geworden ist, hat so lange gebrüllt, wie er konnte. Und wer gestorben ist, ist tot geblieben. Mein eigener Onkel ist still zum Sterben gekommen.“

Sie erzählt nun von der Ankunft des Transports in Auschwitz:

„Als wir am 1. Juli 1944 angekommen sind, war es Morgendämmerung. Sofort war schreckliches Gebrüll. Nach drei Tagen Fahrt hatte man stark geschwollene Füße. Menschen sind gekommen in Pyjamas und mit einer lächerlichen Mütze. Es war schreckliche Spannung in der Luft. Das hat man gefühlt. 70 Jahre danach weiß ich nicht mehr, was ich zu meinem Vater gesagt habe, so schnell ist er verschwunden. Die Teenager wurden gefragt: ‚Wie alt bist du?‘ Und dann hat das Kind gesagt: ‚13

oder 14.' – ‚Nein! Du bist 16. Du musst sagen, dass du 16 bist.‘ Mein Vater war schon verschwunden. Ich musste achtgeben, dass ich in der Fünfer-Reihe bleibe. Neben mir stand meine Cousine, sie war mir sehr ähnlich, und dazwischen war ein Korb mit ihrem mittlerweile vollkommen ausgetrockneten, sechs Monate alten Baby, und daneben meine Mutter. Ein Mann hat uns sehr freundlich gefragt: ‚Seid ihr Zwillinge?‘ Wir sagten nein, wir hatten ja keine Ahnung. Da hat er bei mir die Fünfer-Reihe abgetrennt. Es war eine winzig kleine Gebärde, die sagte rechts oder links. Als das passiert war, hatte man keine Ahnung, was das bedeutet. Ein Trauma für das ganze Leben.“

Éva Fahidi wurde ins Lager eingewiesen, sie musste zum Duschen und ihr wurden die Haare geschoren.

„Und dann waren da schon die Aufseher mit ihren Peitschen und Stößen. Da waren Mitschülerinnen, wir sind dort gestanden und haben uns nicht erkannt. Wir waren kahlgeschoren und splitternackt. Wir waren verwöhnte Mädchen, und da standen wir. Man hat uns gesagt, die Verwandten kommen nach. Und dann ist ein Tag vergangen, und niemand ist gekommen. Und dann ist ein zweiter Tag vergangen, und noch immer ist niemand gekommen. Ich war im Bauabschnitt B11b und war mit 18 Jahren die Älteste von uns. Den Kapo, sie hieß Scheschonka, habe ich gefragt, wo unsere Verwandten sind. Sie hat uns in die Augen gelacht und auf den Rauch gezeigt: ‚Dort, dort sind sie.‘ Wir haben sie gefragt: ‚Warum hasst du uns so schrecklich?‘ Sie hat gesagt: ‚Ich bin schon seit 1942 hier. Da hast du noch ein normales Leben gehabt. Bist in die Schule gegangen und ins Kino.‘“

Éva Fahidi-Pusztai berichtet auch vom Alltag im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau:

„Die Verhältnisse in Auschwitz-Birkenau sind unbeschreiblich. Ständige Appelle, nie im Leben werden wir wissen, wie viele Menschen in Auschwitz tatsächlich umgebracht worden sind. Die hat man nicht gezählt, die aus den Waggons gefallen sind. Aber zehn Meter weiter hat man uns damit gequält, dass man uns gezählt hat, und die Zahlen stimmten nie. Es war Sommer, und es gab kein Wasser. Nur ein größerer Eimer wurde einmal am Tag gefüllt. Der Fahrer vom Lastwagen hatte eine Peitsche in der Hand und damit gepeitscht, wenn jemand ein Gefäß mit Wasser in der Hand hatte. Wegen der entsetzlichen Eile waren die Krematorien nicht in der Lage, die vielen Leute zu verbrennen. Man musste sie im offenen Feuer verbrennen. Dieser Gestank, das hat man sofort beim ersten Atemzug gespürt. Wir Überlebenden wurden zum Leben verurteilt.“

Éva Fahidi befand sich in einem Nachbarabschnitt des Lagers, als die Sinti und Roma im „Zigeunerlager“ ermordet wurden.

„Das erste, was ich gesehen habe, war das Familienlager, das ‚Zigeunerlager‘. Ganz abgemagerte Menschen in dieser Tracht, die sie damals noch getragen haben. Kinder mit riesengroßen Augen, in denen das Entsetzen stand. Aber die Familien waren zusammen. In der Nacht vom 2. auf den 3. August [1944] wurde das ‚Zigeunerlager‘ ausgerottet. Auf einmal ist es ganz hell geworden, und ein entsetzliches Gebrüll erschallte, die Hunde bellten. Die SS ist gekommen mit Flammenwerfern, um die Menschen rauszuwerfen. Das kann man ein Leben lang nicht vergessen, wie die Menschen gebrüllt haben.“

Nach mehreren Wochen wurde Éva Fahidi mit anderen Gefangenen in ein KZ-Außenlager in Hessen zur Zwangsarbeit gebracht.

„Am 13. August 1944 sind wir weggekommen aus Auschwitz-Birkenau in ein Rüstungswerk in Allendorf mit 17 000 Arbeitern. Dieses schreckliche Arbeitslager haben wir so gespürt, als wäre es das Paradies, nachdem wir Auschwitz-Birkenau erlebt und überlebt hatten.“

Auf die Frage, ob sie sich erklären könne, wie Menschen so werden konnten wie die SS-Angehörigen in Auschwitz, antwortet Éva Fahidi-Pusztai:

„Ich zweifle nicht daran, dass sie überzeugt waren, die mussten doch eine Überzeugung dazu haben, dass sie das machten, sie wurden so trainiert. Meine kleine Schwester hatte einen deutschen Wolfshund. Dieser Hund war wie eine rosa Wolke. Und wie waren die Hunde in Auschwitz-Birkenau? Man hatte sie so erzogen. Ich kann es mir nicht anders erklären, wie ein Mensch so werden kann.“

Richter Franz Kompisch: „Ist es möglich, in Auschwitz-Birkenau gewesen zu sein und das Schreckliche nicht bemerkt zu haben?“

Éva Fahidi-Pusztai: „Das ist unmöglich! Ich muss wirklich sagen, das ist eine Art von Genugtuung, dass ich vor einem deutschen Gericht aussagen kann. Das, was damals ein Verbrechen war, ist es auch heute noch und in alle Ewigkeit. Es geht mir nicht um eine Strafe, es geht um ein Urteil und eine Stellungnahme der Gesellschaft.“

Zitiert nach: Huth, Peter (Hg.): Die letzten Zeugen. Der Auschwitz-Prozess von Lüneburg 2015. Eine Dokumentation, Stuttgart 2015, S. 29–34.

Eugene Lebovitz als Nebenkläger im Lüneburger Prozess am 29. April 2015, picture alliance/dpa



Eugene Lebovitz

Eugene Lebovitz wurde am 9. Mai 1928 in Uschorod geboren. Seine Geburtsstadt lag in der Tschechoslowakei, bis das Gebiet 1938 Ungarn angeschlossen wurde.

Nachdem die deutsche Wehrmacht Ungarn besetzt hatte, wurden der 15-jährige Eugene mit seinen Eltern und Geschwistern in ein Ghetto gezwungen. Die Familie wurde wie alle dort eingesperrten Juden zwischen dem 17. und dem 31. Mai 1944 in mehreren Zugtransporten in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau verschleppt. Dort wurde die Familie Lebovitz getrennt.

Während die SS Eugene, seinen 19-jährigen Bruder Bela und die 23-jährige Schwester Regina zur Zwangsarbeit „selektierte“, wurden seine Eltern Herman und Yetta sowie seine Schwester Zita unmittelbar nach der Ankunft in Auschwitz ermordet.

Eugene Lebovitz und seine Geschwister wurden nach kurzer Zeit in andere Konzentrationslager verlegt. Sein Bruder Bela wurde in das obereschlesi-

sche Arbeitslager Blechhammer gebracht, Regina Lebovitz in das KZ Bergen-Belsen in der Nähe von Hannover. Eugene Lebovitz verlegte man in das KZ Neu-Dachs, ein Nebenlager von Auschwitz-Birkenau, wo er für einen SS-Offizier als Übersetzer arbeiten musste.

Als er von der SS auf einen Todesmarsch gezwungen wurde, konnte Eugene mit weiteren Gefangenen bis nach Landshut in Schlesien fliehen, wo sie am 28. April 1945 von der Roten Armee befreit wurden. Auch seine Geschwister Bela und Regina überlebten die Konzentrationslager.

Neben seiner Mutter, seinem Vater und seiner Schwester Zita verlor Eugene Lebovitz im Holocaust noch 32 weitere Verwandte.

Er lebt heute in Florida in den USA.

Aus der Zeugenaussage von Eugene Lebovitz am 5. Prozesstag, 29. April 2015

„Ich bin in Uschhorod geboren und in Ungarn eingebürgert worden. Ich habe als junger Mann ganz normal gelebt. Als ich 15 Jahre alt war, wurde ich in ein Ghetto gesteckt. In meinem Dorf war das Ghetto in einer Ziegelei. Meine ganze Familie musste in einem Raum ausharren, in dem Ziegel getrocknet wurden. [...]

Dann hieß es: Wer meldet sich freiwillig auf einen Bauernhof? Alle wollten da raus. Ich war im zweiten Transport. Wir wurden in einen ‚schönen‘ Viehtransporter gebracht. Da sollten neun Pferde reinpassen, und wir wurden da mit 90 Leuten verladen. 90 Menschen verbrachten drei Tage und drei Nächte darin.

Als wir in Auschwitz-Birkenau ankamen, waren die meisten Menschen keine Menschen mehr. Die waren dort wie die Tiere. Alle haben uns rausgejagt, Waffen wurden auf uns gerichtet, Hunde haben gebellt. Es war der schrecklichste Moment in meinem Leben. Ohne abzuwarten, wurden Männer und Frauen getrennt. Kinder wurden getrennt. [...] Jeder musste sich ausziehen. Ich bin glücklicherweise in eine Dusche gebracht worden. Dieses gesamte System, Entlausungsbereich, ich komme noch immer nicht darüber hinweg. Glücklicherweise war mein Bruder bei mir. Dann wurden wir tätowiert: 8997 war meine Nummer. Ich fragte, wo unsere Eltern sind. Jemand deutete auf den Rauch und sagte: ‚Da gehen deine Eltern hin.‘ Es war verwunderlich, wie ich damit fertig wurde. Ich hatte plötzlich einen merkwürdigen Geruch in der Nase, den ich vorher gar nicht kannte. Ich roch diesen Gestank von verbranntem Fleisch. Ich wollte nur noch raus.“

20

Nach kurzer Zeit wurde Eugene Lebovitz in das KZ Neu-Dachs gebracht. Er beschreibt die schwere Arbeit in der Zementfabrik, der er entkam, weil er gute Deutschkenntnisse hatte und so als Übersetzer für einen deutschen Offizier arbeiten durfte:

„Die anderen Jungs in meinem Alter haben das keine zwei Tage durchgehalten. Das ging bis zum 17. Januar, dann hieß es: Alle raus auf den Todesmarsch. Es war Januar '45, der schlimmste Winter in Polen. Ich hatte nur einen Pyjama an, keine Jacke, gar nichts. Dass wir das ausgehalten haben, war ein Wunder.“

Schließlich berichtet Eugene Lebovitz von seiner Flucht mit einer Gruppe von Gefangenen. Sie konnten bis nach Landshut in Schlesien entkommen, wo sie am 28. April 1945 von der Roten Armee befreit wurden.

„Ich war glücklich, wieder ein Mensch zu sein. Ich freue mich, dass ich Ihnen das mitteilen kann – meine Geschichte ist auch im Internet zu finden. Ich bin glücklich, hier zu sein und das Verfahren zu verfolgen. Ich bin noch nie bei so einem Verfahren gewesen. Mir geht es darum, dass die Menschen nicht vergessen. Darum trage ich auch diese spezielle Nadel.“

Eugene Lebovitz verweist auf eine Anstecknadel mit hebräischen Schriftzeichen rechts an seinem Revers:

„‘Nicht vergessen‘ steht da drauf. Ich danke Gott, dass ich keinen Hass in mir trage, ich habe nur Liebe. So ein Verfahren möchte ich selbst auch in Ungarn machen. Ich hoffe, dass die Menschen lernen.“

Richter Franz Kompisch:

„Was geschah mit dem Gepäck, das Sie bei sich hatten, als sie in Auschwitz-Birkenau ankamen?“

Eugene Lebovitz:

„Man durfte kein Gepäck mitnehmen, alles blieb im Viehwaggon, und wir wurden weggetrieben.“

Richter Franz Kompisch:

„Kam es zu Panik?“

Eugene Lebovitz:

„Panik ist nicht das richtige Wort. Es blieb nicht ruhig, aber wir hatten keine Ahnung, was da vor sich ging. Ich wusste nicht, dass es Krematorien gab, aber ich merkte: Das war ein Todeszelt.“

Richter Franz Kompisch:

„Wie viele Angehörige haben Sie verloren?“

Eugene Lebovitz:

„35, die wurden alle umgebracht. Das waren Kinder. Ein Cousin hatte drei Babys. Die sind sofort vergast worden. Ich hatte acht Onkel und sechs Tanten. Außer mir, meinem Bruder und meiner Schwester hat niemand überlebt.“

Richter Franz Kompisch:

„Wissen Sie, ob Sie oder Ihre Angehörigen Wertsachen dabei hatten?“

Eugene Lebovitz:

„Ja, jeder hatte eine Menge. Schon als wir im Ghetto waren, wurde uns einiges abgenommen. Die Leute haben alles versteckt, deswegen mussten wir uns ja auch ausziehen. Sogar die Mundhöhlen haben sie ausgeleuchtet. Wenn ich jetzt nach Auschwitz komme und sehe diesen Tisch – da wurden uns Goldzähne gezogen. Die Leute hatten Geld in ihre Jacken eingenäht, in die Schulterpolster, jeder, der dort war. Da gab es eine Menge Wertsachen.“

Zitiert nach: Huth, Peter (Hg.): Die letzten Zeugen. Der Auschwitz-Prozess von Lüneburg 2015. Eine Dokumentation, Stuttgart 2015, S. 44–46.



Tibor „Ted“ Polgar als Nebenkläger im Lüneburger Prozess am 6. Mai 2015, picture alliance/dpa



Ted Polgar

Ted Polgar wurde am 12. September 1924 als Tibor Polgar in Sárospatak in Ungarn geboren.

Nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht wurde der 19-jährige Tibor mit seiner 14-jährigen Schwester Vera, seiner Mutter und seinem Vater am 15. April 1944 in ein provisorisches Ghetto gezwungen, das in der örtlichen jüdischen Schule eingerichtet worden war. Einen Tag später wurde die Familie Polgar in das größere Ghetto Sátorajárhely verlegt und Ende Mai 1944 in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau verschleppt.

Unmittelbar nach der Ankunft in Auschwitz wurden Tibors 50-jährige Mutter Adele Polgar und seine kleine Schwester in den Gaskammern ermordet. Tibors Vater, der am 22. Dezember 1891 geborene Sandor Polgar, überlebte das Lager Auschwitz-Birkenau und wurde dort am 27. Januar 1945 von der Roten Armee befreit.

Tibor Polgar wurde drei Tage nach seiner Ankunft in Auschwitz nach Warschau transportiert, wo er unter schwersten Bedingungen Zwangsarbeit verrichten musste. Im Oktober 1944 wurde Tibor dann mit weiteren Gefangenen in das Lager Mühlendorf am Inn verlegt.

Anfang Mai 1945 sollte er erneut in ein anderes Konzentrationslager gebracht werden. Dort planten die SS-Männer die Ermordung der Gefangenen. Auf dem Weg dorthin wurde der Zugtransport von der US-Armee bombardiert und die Überlebenden, darunter Tibor, befreit.

Tibor Polgar lebt heute unter dem Namen Ted Polgar in Montreal in Kanada.

Aus der Zeugenaussage von Ted Bolgar am 6. Prozesstag, 6. Mai 2015

„Die Besetzung Ungarns durch die Deutschen war überraschend. Die ungarische Armee kämpfte ja Seite an Seite mit den Deutschen an der russischen Front. Nach der Besetzung mussten wir den gelben Stern tragen. Radios und Telefone wurden konfisziert. Es gab Ausgangssperre. Eines Morgens kamen ein deutscher Soldat und ein ungarischer Gendarm. Sie gaben uns 30 Minuten, um zu packen. Ich hatte meine Tasche schon fertig, ich war ja eigentlich zur ungarischen Armee eingezogen worden. Vater schickte mich zu seinem Geschäft, Bleistifte holen, um Briefe schreiben zu können. Am nächsten Tag wurden wir ins Ghetto gebracht. 2 500 Menschen wurden rausgeschickt, 12 500 Juden einquartiert.“

Kurze Zeit, nachdem die Familie Polgar in ein Ghetto gezwungen worden war, verschleppte man sie nach Auschwitz.

„Eines Morgens wurden wir zum Bahnhof gebracht. Dort stand schon eine Lokomotive mit Viehwaggons. Sie schoben 80, 90 Leute rein pro Waggon. Dazu zwei Eimer, einer mit Wasser, einer leer. Wir hatten keine Ahnung, wohin wir fuhren. Es dauerte drei Tage und drei Nächte. Der Waggon wurde nie geöffnet. Er war so alt, wir kratzten in der Mitte ein Loch als Toilette. Die Leute draußen sprachen erst Ungarisch, dann Tschechisch, dann Polnisch. Als die Tür geöffnet wurde, ging gerade die Sonne auf. Die Soldaten sprachen Deutsch, ich hörte Hunde bellen. Es hieß: ‚Schnell raus, Sachen drin lassen, die werden gebracht!‘

Männer und Frauen wurden getrennt. Wir standen in Fünfer-Reihen bis zum Ende des Bahnsteigs. Männer in gestreifter Kleidung forderten junge Frauen mit Babys im Arm auf, die Babys alten Frauen zu geben. Aber das hat keine gemacht. Vorn stand ein Mann in SS-Uniform und bedeutete uns, entweder nach links oder nach rechts zu gehen. Erst nach Kriegsende fand ich heraus, was das bedeutete. Meine 13-jährige Schwester und meine Mutter brachten sie zum sogenannten Badehaus. Dort wurden sie getötet, erfuhr ich später. Und am Abend verbrannt. Krematorium zu den Öfen zu sagen, finde ich zu freundlich.“

Dann berichtet Ted Bolgar von der Aufnahme und vom Alltag in Auschwitz:

„Vater und ich wurden von Kopf bis Fuß rasiert. Nackt gingen wir weiter. Nachmittags bekamen wir gestreifte Kleidung. Eine große Schüssel Gemüsesuppe für sechs Männer, aber keine Löffel. Sie sagten: ‚Ihr seid Hunde, dann esst auch so!‘ Ich habe mir oft gewünscht, die hätten uns so gut behandelt wie ihre Hunde. Nach drei Tagen wurden wir nach Warschau gebracht, Schutt vom Ghettoaufstand aufräumen. [...]

Ein Tag im KZ lief so ab: 4:15 Uhr Wecken. Ein halber Liter sogenannter Kaffee. Der einzige Besitz waren eine Metallschüssel und ein Löffel. Wir mussten Zementsäcke hoch zu den Maschinen schleppen, 50 Kilo schwer. Wer stolperte und in den nassen Zement fiel, durfte nicht rausgezogen werden. Das ging zwölf Stunden am Tag so, sechseinhalb Tage die Woche. Mittags ein halber Liter Gemüsebrühe, abends ein Liter. Ein Drittellaib Brot, später nur noch 200 Gramm. Einmal die Woche Margarine oder Marmelade. Abends Apell. Da wurden alle Leichen hingelegt. Wer nicht mehr kräftig genug aussah, wurde rausgezogen und weggefahren. [...] Ich war nur noch ein Skelett. Ungewaschen, voller Läuse.“

Ted Bolgar wurde mehrfach in andere Zwangsarbeitslager verlegt. Weil die alliierten Truppen immer näher rückten, sollte ihn im Mai 1945 ein Zugtransport zusammen mit weiteren Gefangenen erneut in ein anderes Lager bringen.

„Dann wurden wir wieder in Viehwaggons geschoben, 100, nur Haut und Knochen. Der Zug sollte zu einem Ort fahren, wo die SS mit Maschinengewehren auf uns wartete. US-Bomber griffen den Zug versehentlich an, einige wurden getötet, verwundet. [...]“

Er berichtet, dass viele Gefangene aus den Konzentrationslagern auch nach der Befreiung durch die Alliierten an den gesundheitlichen Folgen der Misshandlungen durch die SS starben:

„US-Truppen kamen vorbei, guckten nur. Dann kamen spezielle Truppen unter Alliierten-Befehl. Sie brachten uns in einem ehemaligen Hitlerjugendlager unter. Das erste Mal seit einem Jahr saß ich auf einem Stuhl an einem Tisch. Es gab Abendessen, Weißbrot und so. Aber es war zu fett für uns, 300 Menschen starben. Ich lag neun Tage im Bett. Die wussten ja nicht, was sie mit uns tun sollen. Meine Hauptbeschäftigung war essen. Der Krieg war vorbei, aber der Holocaust war es nicht.“

Ted Bolgar engagiert sich seit vielen Jahren für eine weltweite Aufklärung der Menschen über die Verbrechen des Holocaust.

„Von 1 150 Juden aus meiner Heimat haben 155 überlebt. Vater war mit 54 der Älteste. Ich brauchte eine Weile, um zu begreifen, dass sechs Millionen von uns getötet worden sind. Ich habe die ganze Welt gehasst. Die Täter, weil sie es getan haben. Und den Rest der Welt, weil sie nichts für uns getan haben. 1938 gab es in Evian eine Konferenz, eingeladen waren 32 Länder und der Vatikan. Es hieß, Hitler will in Deutschland keine Juden mehr haben, wie viele nehmt ihr auf? Stille. Kein Land bot an, Juden aufzunehmen. Die Welt kümmerte sich nicht, die sogenannte Endlösung aufzuhalten. Ich brauchte zwei Jahre, um nach Kanada zu gelangen. Mir wurde klar: Den Holocaust zu überleben war ein Geschenk, um sicherzustellen, dass das jüdische Volk weiterbesteht. Ich heiratete, bekam zwei Kinder, sechs Enkel, einen Urenkel. Um sicherzustellen, dass die Welt nicht vergisst, besuche ich seit 35 Jahren Schulen und spreche über den Holocaust, besuche mit ihnen in Polen Überbleibsel der deutschen Lager, so werden auch sie Zeugen.“

Am Ende seiner Aussage ist Ted Bolgar den Tränen nahe.

Richter Franz Kompisch:

„Warum wurden Sie in Birkenau ausgewählt, von da wegzukommen?“

Ted Bolgar:

„Sie fragten nach Handwerkern, ich hatte Elektriker gelernt.“

Richter Franz Kompisch:

„Warum sollten die jungen Frauen ihre Babys weggeben?“

Ted Bolgar:

„Die Gefangenen wollten die jungen Frauen retten. So gingen sie mit ihren Kindern in den Tod.“

Richter Franz Kompisch:

„Was wurde mit ihrem Gepäck?“

Ted Bolgar:

„Mussten wir im Viehwaggon lassen.“

Schließlich schildert Ted Bolgar die Ermordung eines Kameraden, das für ihn schrecklichste Erlebnis während des Todesmarsches:

„Ein Kamerad, stark und kräftig, hatte jede Selektion überstanden. Als die SS-Männer uns aus einem Fluss trinken ließen, blieb er im Wasser. Sie hetzten zwei Hunde auf ihn, die ihn zerrissen. Zwei SS-Männer drückten ihn unter Wasser, bis er tot wegtrieb.“

Zitiert nach: Huth, Peter (Hg.): Die letzten Zeugen. Der Auschwitz-Prozess von Lüneburg 2015. Eine Dokumentation, Stuttgart 2015, S. 67–71.



Kathleen Zahavi

Kathleen Zahavi wurde am 27. April 1929 in Nyíregyháza im Nordosten Ungarns als Katalin Politzer geboren. Als die deutsche Armee Ungarn im März 1944 besetzte, war sie 15 Jahre alt. Ihre älteste Schwester Ilona war 28, die mittlere Schwester Magda 16.

Ihr Vater Mikscha Politzer wurde im Februar 1944 zum Arbeitsdienst in der ungarischen Armee zwangsverpflichtet. Seine Familie sah ihn nie wieder. Bis heute weiß man nicht, wie er ums Leben kam.

Zusammen mit 11 000 Juden aus der Region wurden die drei Schwestern und ihre Mutter im April 1944 in ein Ghetto gezwungen.

Etwa einen Monat später wurden die vier in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau deportiert. Rosa Politzer, die 44-jährige Mutter der drei Schwestern, wurde unmittelbar nach der Ankunft in Auschwitz in den Gaskammern ermordet.

Katalin Politzer wurde mit ihren beiden Schwestern zur Zwangsarbeit „selektiert“. Zwei Monate nach ihrer Ankunft in Auschwitz wurden Katalin, Ilona und Magda in das KZ Kaufering, ein Nebenlager des KZ Dachau, verschleppt. Dort mussten sie unter mörderischen Bedingungen in Rüstungsanlagen arbeiten.

Im Zuge der Räumung des Lagers wurden die Schwestern in das KZ Bergen-Belsen verbracht, wo die britische Armee sie am 15. April 1945 befreite. Ilona Zahavi verstarb aufgrund schwerster Krankheit und Unterernährung wenige Tage nach der Befreiung.

Von 100 Mitgliedern der Familie überlebten nur Katalin Politzer und ihre Schwester Magda, die nun in Israel lebt.

Katalin Politzer heißt heute Kathleen Zahavi und lebt mit ihrer Familie in Toronto in Kanada.

Aus der Zeugenaussage von Kathleen Zahavi am 8. Prozesstag, 12. Mai 2015

„Ich wurde am 27. April 1929, 30 Kilometer von Budapest entfernt, geboren. Mein Vater hatte ein Haushaltswarengeschäft. Meine Mutter hieß Rosa. Ich hatte zwei ältere Schwestern, Ilona, 14 Jahre älter als ich, und Magda, 14 Monate älter. Es waren wunderbare Zeiten, wir machten viele Urlaube. Mein Onkel holte mich mit dem Pferdewagen ab, damit ich mit meinen fünf Cousinen auf dem Bauernhof spielen konnte. Keine von ihnen überlebte den Holocaust.

Die Schule war der Ort, wo ich erstmals Antisemitismus erfuhr. Unser Mathematiklehrer hasste Juden. Unser Physiklehrer hackte auf uns herum. Ich verstand nicht, was wir getan haben. Ab dem 5. April 1944 mussten wir gelbe Sterne tragen. Auf dem Abschlussfoto der Schule habe ich versucht, ihn zu verbergen.“

Kathleen Zahavi erzählt nun davon, wie sie und ihre Familie in ein Ghetto gezwungen und nach Auschwitz verschleppt wurden:

„Mein Schwager wurde weggebracht und am 28. April 1944 auch mein Vater. Ich habe ihn nie wiedergesehen. Die Polizei trieb uns zusammen. Ich konnte nur eine Zahnbürste mitnehmen und die Kleidung, die ich trug. Wir kamen ins Ghetto, es wurde hermetisch abgeriegelt, wir schliefen auf dem Betonfußboden. Am 16. oder 17. Mai befahl man uns, zum Bahnhof zu gehen. Dort pferchte man uns in Viehwaggons. So viele wie möglich stopfte man hinein. Wir hatten keine Idee, wo wir hingebracht werden. Ich war 15 Jahre alt. Meine Mutter und meine Tante ahnten vielleicht etwas. Es gab nur wenig Wasser, kein Essen, mehrere Tage fuhren wir in diesem Waggon. Es war furchterlich. Wir hielten nur an, um Leichen rauszuwerfen. Wir fühlten uns wie Tiere, eigentlich schlimmer als Tiere.

In der Abenddämmerung kamen wir in Auschwitz an. Die Wächter öffneten die Schiebetüren. Wer überlebt hatte, stieg aus, über Leichen hinweg. Ich hatte furchtbare Angst. Ich sah vier oder fünf SS-Soldaten, sie waren sehr aggressiv und schrien: ‚Stellt euch in einer Reihe auf!‘ Wir wussten nicht, wo wir waren. Noch heute höre ich das Bellen der Schäferhunde. Ein SS-Mann entschied, wer lebt und wer stirbt. Er schickte die Menschen nach rechts und nach links, dabei schrie er: ‚Macht schnell!‘ Meine Mutter und meine Tante schickte er nach links. Ich habe sie nie wiedergesehen. Ich hatte keine Chance, mich zu verabschieden.“

Kathleen Zahavi berichtet vom Leben in Auschwitz und ihrer Begegnung mit dem berühmtesten Lagerarzt, Josef Mengele, der medizinische Experimente an den Gefangenen in Auschwitz durchführte:

„Ich war klein und dünn, meine Schwester klammerte sich an mich. Man schickte uns nach rechts. In einem Waschhaus rasierte man uns die Köpfe. Wir mussten uns komplett ausziehen, bekamen andere Kleidung. Wir kamen in Baracke C11. Die Baracken waren angeordnet wie Lagerhäuser. 300-400 Frauen pro Baracke, Stockbetten aus Holz, in die wir uns hineinlegen sollten. Die Block-Älteste hieß Alice, sie kam aus Tschechien oder der Slowakei. Sie war drei oder vier Jahre in Auschwitz. Sie hasste uns, weil wir gerade erst angekommen waren. Ich fragte sie: ‚Wo sind meine Eltern?‘ Sie sagte: ‚Guck mal aus dem Fenster. Siehst du den Rauch, der dort aus dem Schornstein quillt? Das ist, wo deine Eltern sind.‘

Morgens war es sehr kalt, wir mussten zwischen 3 und 4 Uhr aufstehen, uns in Fünfer-Reihen aufstellen. Brachte jemand eine Decke mit, wurde er sofort erschossen. Doktor Mengele ging durch die Reihen und schickte Menschen weg in die Gaskammern. Ich war sehr klein. Die anderen Insassen versteckten mich. Einmal aber legte mir Doktor Mengele den Arm um die Schulter, sagte: ‚Du, raus.‘ Er schickte mich zum Block 8, dort waren nur Kinder. Wir wurden dort gezählt, aber es begann zu regnen. Man schickte uns in die Baracke. Ich stand auf und rannte, so schnell ich konnte, zurück zu Block 11. Ich versteckte mich in meinem Bett. Am nächsten Morgen war Block 8 leer. Wir blieben noch einige Monate in Auschwitz. Meine Schwester meldete sich freiwillig, um Essen zu holen, so bekamen wir immer etwas mehr.“

Zwei Monate später wurde Kathleen Zahavi in das Arbeitslager Kaufering verschleppt und schließlich in das KZ Bergen-Belsen gebracht. Dort wurde sie von der britischen Armee befreit.

„Am 19. April 1945 hörte ich Lärm und Schreie. Die Briten kamen. Wir waren befreit. Sie kümmerten sich nicht um uns. Sie schickten uns in die Küche und sagten: ‚Esst, was ihr wollt.‘ Meine Schwester Ilona bekam Typhus und starb daran, als sie gerade dabei waren, uns zu befreien. Ich habe mehr als 100 Mitglieder meiner Familie verloren. Nach dem Krieg ging ich heim, aber da war niemand mehr.“

Dann spricht sie Oskar Gröning direkt an:

„Herr Gröning, Sie haben gesagt, Sie hätten sich moralisch mitschuldig gemacht. Das ist nicht genug. Sie haben sich freiwillig gemeldet. Sie wussten, was in Auschwitz passiert. Ich hoffe, dass die Bilder Sie für den Rest Ihres Lebens begleiten. Sie durften in Freiheit alt werden. Meine Eltern durften das nicht. Sie waren nicht bei meiner Hochzeit. Meine Kinder haben ihre Großeltern nie kennengelernt. Auch wenn ich überlebte: Ich war nie so frei wie Sie, Herr Gröning. Meine Schwester, die überlebte, hat sich bis heute nicht erholt. Sie ist bis heute eine traurige Person. Ich habe zwei wundervolle Kinder. Eines von ihnen ist heute hier, um mich zu stützen, wenn ich Ihnen gegenüber trete, Herr Gröning. Ich will Ihnen zeigen: Die Nazis haben uns nicht alle weggemacht. Für diesen Prozess kam ich extra aus Kanada. Es ist das Letzte, was ich tun kann.“

Nachdem Kathleen Zahavi ihren Bericht beendet hat, kann man sehen, dass sie vor Wut zittert.

Richter Franz Kompisch:

„Sie sind sehr emotional. Das ist verständlich. Darf ich Ihnen trotzdem noch ein paar Fragen stellen?“

Kathleen Zahavi:

„Ja, bitte.“

Richter Franz Kompisch:

„Haben Sie jemals wieder von Ihrem Vater gehört?“

Kathleen Zahavi:

„Jemand sah ihn in Auschwitz. Ich habe ihn aber nie wiedergesehen. Vermutlich starb er dort.“

Richter Franz Kompisch:

„Mussten Sie in Auschwitz arbeiten?“

Kathleen Zahavi:

„Nein. Wir liefen nur herum. Einmal sah ich, wie jemand an den Stromzaun fasste, der das Lager umgab. Er bekam einen Stromschlag, war sofort tot.“

Zitiert nach: Huth, Peter (Hg.): Die letzten Zeugen. Der Auschwitz-Prozess von Lüneburg 2015. Eine Dokumentation, Stuttgart 2015, S. 91–95.

Das Urteil des Landgerichts Lüneburg

Urteilsspruch, vorgetragen von Richter Franz Kompisch
am 17. Prozesstag, 15. Juli 2015

"Sodann verkünde ich den Beschluss der Kammer. Im Namen des Volkes: Der Angeklagte ist schuldig der Beihilfe zum Mord in 300 000 rechtlich zusammentreffenden Fällen. Er wird zu einer Freiheitsstrafe von vier Jahren verurteilt. Er trägt die Kosten und Auslagen der Nebenkläger. [...]"

Wenden wir uns Herrn Gröning zu, seinem Leben. Geboren 1921 in Nienburg, aufgewachsen in einem, wie er es nannte, kaisertreuen Elternhaus. Der erste Weltkrieg lag nicht lange zurück. Die Verteidigung hat hier in den Raum gestellt, dass es quasi zwingende Folge gewesen sei, dass Oskar Gröning in nationalsozialistische Kreise geriet. Wir sehen das anders. So eine Erziehung muss nicht zwangsläufig nach Auschwitz führen. Nicht unausweichlich. Es war Ihre Entscheidung, Herr Gröning. Aus der Zeit bedingt, aber nicht unfrei. Es ist nicht so, dass Ihnen keine Wahl blieb. Sie waren ein ganz normaler Mensch. Sie hatten eine Sparkassen-Ausbildung durchlaufen. Sie hatten sportliche und kulturelle Interessen. Sie waren nicht in einer Erziehungsanstalt. Sie trugen als durchaus gebildeter Mensch die Erfahrung von Jahrhunderten deutscher Kultur und Geschichte in sich. Sie waren nicht nur von zwölf Jahren Naziherrschaft geprägt. Natürlich war die Zeit ideologisch eingefärbt. Natürlich war sie indoktriniert. Natürlich wurden die Juden als Gefahr für Deutschland dargestellt. Aber: Das Denken wurde bei den Menschen

nicht ausgeschaltet. Sie haben sich entschieden. Der Krieg lief für Deutschland recht erfolgreich, Sie wollten dabei sein. Das ist eine Entscheidung. Sie wollten dabei sein bei dieser schneidigen und zackigen Truppe der SS. Sie wollten diese Uniform tragen. [...]

Was war Auschwitz? Es ist einfach zu beschreiben: Auschwitz war eine insgesamt auf die Tötung von Menschen ausgerichtete Maschinerie. [...] Zentrales Element war dabei nicht die behördliche Organisation, sondern die Zerstückelung des Tötungsvorgangs in kleine Teile. Das Ziel: Niemand sollte für alles verantwortlich sein. Die Organisation der SS hatte dies so vorgesehen. Dort waren Sie drin. Unter dem Mantel äußerster Geheimhaltung ist nach menschlichen Maßstäben Unerträgliches geschehen. Das hier erwähnte Wort ist treffend: In Auschwitz durfte man nicht mitmachen. Ertragen konnte man es nur, indem man sich einredete: Ich bin an einer Stelle eingesetzt, die nicht direkt tötet.

Die Tötung lief ab, Herr Gröning war dort. Was erlebte Herr Gröning? Er sah, wie ein Säugling vor einen Lkw geschlagen wurde, das bewegte ihn, er ist ja kein Unmensch. Wir wollen ihm glauben, wenn er behauptet, dass er sich sagte: 'So geht es nicht, ich will hier weg.'

Er beobachtet Vergasungen, erlebt Selektionen, führt an der alten Rampe Dienst, nimmt Geld in der Häftlingsgeldverwaltung entgegen, all das erlebt er, und vieles erfährt er in Gesprächen mit Kameraden. [...]

Dann kommt der zentrale Vorwurf der Staatsanwaltschaft: die Ungarn-Aktion. In Ungarn lebten 450 000 Juden von den Vernichtungsmaßnahmen bis dahin weitgehend unbehelligt. [...] 700 Beamte genügten, um die „Endlösung“ in Ungarn einzuleiten. Der finanzielle Vorteil für Deutschland war dabei nicht entscheidend, sondern der Wille zur Vernichtung. In wenigen Wochen erfolgen Ghettoisierung, Enteignungen, Juden werden in Sammelstellen wie der erwähnten Ziegelei zusammengetrieben. Alle von ihnen noch immer von der Hoffnung beseelt: Es wird schon so schlimm nicht werden. [...]

80 Personen wurden in jeden Viehwaggon gepfercht, kaum Wasser, keine sanitären Einrichtungen. Ziel war es, einen vollständigen Erschöpfungsgrad herbeizuführen. Drei Tage dauerte die Fahrt, viele verstarben, waren traumatisiert. 2 000 bis 5 000 Menschen kamen erschöpft und ermüdet an der neuen Rampe an. [...]

Herr Gröning ist des Öfteren an der Rampe dabei gewesen. Oskar Gröning hatte sich in die Bequemlichkeit des Gehorsams zurückgezogen. Natürlich konnte man sagen: 'Ich gucke mir hier nur das Gepäck an.' Herr Gröning, wollen Sie uns wirklich erzählen, dass sie das Leid nicht gesehen haben? Selbst das, Herr Gröning, wäre für eine Verurteilung ausreichend. Auch die Gepäckbewachung stellte den reibungslosen Ablauf der Rampenaktion sicher. [...]

Was Sie, Herr Gröning, als moralische Schuld ansehen, als Rad im Getriebe darstellen, ist genau das, was der Gesetzgeber als Beihilfe ansieht: das Fördern der Haupttat. Die Vernichtung der ungarischen Juden, gründlich, effizient, gnadenlos. Es wurden Spezialisten zusammengezogen, das Personal aufgestockt, jeder wusste: Jetzt kommt etwas Besonderes. Herr Gröning war ein Rad im Getriebe. Ob ein notwendiges, darauf kommt es nicht an. Seine Aufgabe war: Ordnung halten. Das förderte die Erleichterung des Tötungsvorgangs. Man hat die Opfer in Sicherheit gewiegt. Auch die Verwertung ist für sich eine Beihilfehandlung: Wenn sie zur Finanzierung der Haupttat beiträgt, wenn auch nicht als Hauptzweck, so reicht es doch bereits aus. Er weiß um die Abläufe. Ihm war die Heimtücke bekannt, auch die Grausamkeit, er hat die Schreie aus den Gaskammern gehört."

Richter Kompisch äußert sich zu der Frage, ob die zugrundeliegende Haupttat Mord ist, und stellt gleich zwei Mordmerkmale fest: Grausamkeit und Heimtücke. Zum Mordmerkmal der Grausamkeit führt er aus:

"Im Grunde ist alles schon passiert, als sich die Türen der Waggonen schlossen. Man hätte die Menschen sofort erschießen können, hat aber noch einen Zwischenschritt eingeführt. Das Herbeiführen eines Erschöpfungszustandes, das langsame Ersticken, das Zusehen der Kleinen."

Zum Mordmerkmal der Heimtücke sage das Gesetz, so der Richter, dass das Opfer nach Definition arglos und wehrlos sein müsse. Er führt aus:

"Ein besseres Beispiel als das, was wir hier erlebt haben – der Hinweis: geh zum Duschen –, gibt es nicht. Die Menschen sind völlig wehrlos in den Tod gegangen. All das weiß Herr Gröning. Deshalb hat er sich schuldig gemacht der Beihilfe zum Mord in 300 000 Fällen. [...]"

Die Tat stellt eine herausragende Mordtat dar. Ein unfassbares Verbrechen. Sie waren bei der gesamten Ungarn-Aktion dabei, auch vorher schon dort. Das waren die Aspekte, die einzubeziehen waren, wegen derer wir uns für eine Strafe von vier Jahren entschieden haben. Wir konnten nicht am unteren Rand des Strafrahmens bleiben."

Zum Abschluss wendet sich Richter Kompisch noch einmal direkt an den Angeklagten:

"Herr Gröning, Ihr Verhalten verdient Respekt. Dass Sie erschienen sind und durchgehalten haben. Sie haben gelitten, sich der Verantwortung gestellt, sich auseinandergesetzt. Sie müssen nun damit umgehen. Ich hege die Hoffnung, dass Sie mit dieser Entscheidung auch für sich einen Schlusstrich ziehen können. Ob Sie in Haft müssen, können wir nicht prognostizieren. Ich hoffe aber, dass diese Strafe ein wenig von dem vorwegnimmt, was Sie vom Herrgott erfahren wollten."

Zitiert nach: Huth, Peter (Hg.): Die letzten Zeugen. Der Auschwitz-Prozess von Lüneburg 2015. Eine Dokumentation, Stuttgart 2015, S. 240–245, 248–251.

Impressum

Herausgeber
Landeshauptstadt Erfurt
Stadtverwaltung
Erinnerungsort Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz
Sorbenweg 7, 99099 Erfurt

in Kooperation mit
Thüringer Institut für Lehrerfortbildung, Lehrplanentwicklung und Medien (ThILLM)
Heinrich-Heine-Alle 2–4, 99438 Bad Berka

Redaktion
Rebekka Schubert, Susanne Zielinski

Konzept und Texte
Rebekka Schubert, Susanne Zielinski

Wissenschaftliche Betreuung
PD Dr. Annegret Schüle

Lektorat
Isabel Heide, Juliane Podlaha

Gestaltung
Susanne Putzmann – raum grafik design



Erinnerungsort



Topf & Söhne
Die Ofenbauer von Auschwitz
Ein Geschichtsmuseum
der Landeshauptstadt Erfurt

Landeshauptstadt Erfurt
Stadtverwaltung
Erinnerungsort Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz
Sorbenweg 7
99099 Erfurt

www.topfundsoehne.de